RICHARD WOLFRAM

Anwendungsmöglichkeiten der Morphologie in der Volkskunde und ihre experimentelle Bestätigung

Die Ziele einer vergleichenden Volkskunde liegen nach der herkömmlichen Auffassung im Erkennen von Form und Inhalt einer Erscheinung, ihrer Rolle oder Aufgabe (Funktion), ihrer besonderen Ausprägung nach den Trägerschichten, des geographischen Ausbreitungsbereiches, des möglichen Einflusses der Naturräume, der geschichtlichen Tiefe und der Bedingungen der jeweiligen Zeitlage, und schließlich in Versuchen, Ursprungsgebiete zu erkennen, die Frage von Ausbreitung oder unabhängiger Entstehung zu klären, und letztlich die Wesensfrage. Die Vielschichtigkeit der Kulturen in ihrem Werden und gegenseitigen Beeinflussen und eine oft unbefriedigende Quellenlage machen dies alles oft sehr schwer.

Selbst eine so umfassende Betrachtungsweise klärt aber noch nicht alles. Das schließlich gewonnene Bild stellt uns immer noch vor die Frage, ob es das Ergebnis eines bloßen Wellenschlages der verschiedensten Einflüsse, Einzelleistungen ist, eine Summe von vielleicht Zufälligkeiten der Geschichte, der Natur usf.? Oder walten Gesetzlichkeiten in Aufbau und Ablauf? Haben wir ein Geordnetes vor uns? Und haben wir objektive Mittel, dies zu erkennen?

Die Antwort wird nicht bei allen Forschern gleich ausfallen. Immerhin hat man z.B. von der Psychologie her das Bestehen von Großgebilden wie Stämmen und Völkern zu erfassen gesucht, wobei eine neue Richtung der Sprachwissenschaft nunmehr entscheidend Hilfe leisten kann[1]. Dem Ergebnis lange wirksamer Dominanten mit weiterwirkenden Zügen stehen zeitlich begrenzte Gebilde gegenüber, die trotzdem ein Ganzes zu sein scheinen. Gesetzlichkeiten verschiedenen Umfanges und Wirkungsgrades zeichnen sich ab, die hier gar nicht alle genannt werden können. Die Antwort von Richard Weiss, daß es die Volkskunde mit den überindividuellen Kräften zu tun hat, die aus Gemeinschaft und Überlieferung stammen[2], deutet schon vieles an.

Unter den Erkenntnismöglichkeiten ist jedoch eine, welche die Volkskunde bisher kaum angewendet hat. Es ist die Wissenschaft von Gestalt-Typen und ihren Gesetzlichkeiten, mit dem Fachwort als "Morphologie" bezeichnet. In den Naturwissenschaften hat sie ihren klaren und durch überzeugende Feststellungen bewiesenen Platz. Hingegen stehen die meisten unsicher vor der Frage, ob Gleiches auch für Kulturen und geistige Schöpfungen gilt, in denen die Willensfreiheit des Menschen bekanntlich sogar zur Auflösung und Formvernichtung führen kann. Dazu kommt das stärkere Hervortreten des Individuellen und Einmaligen jedes Menschen. Trotzdem gibt es sichtlich auch hier Gesetzmäßigkeiten. Eine grundsätzliche und weitgespannte Untersuchung über Wesen, Begriffe und Methoden der Kulturmorphologie ist von O. Höfler zu erwarten, der sich mit diesen Fragen schon seit Jahren beschäftigt[3].

1. Es ist die sogenannte 'Philosophische Etymologie', welche das Denken und Empfinden ganzer Völker und Völkergruppen sichtbar macht, die sich oft deutlich voneinander unterscheiden. Vgl. F. Kainz, Philosophische Etymologie und historische Semantik. *Österr. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte 262.* Wien, 1969. Bd., 4. Abhandlung, ders., Psychologie der Einzelsprachen. *Psychologie der Sprache.* Stuttgart, 1970. Band 5, Teil 2.

2. R. Weiss, *Volkskunde der Schweiz.* Zürich, 1946. S. 11.

3. Vgl. O. Höfler, Über morphologische Evidenz und den Erkenntnis-Typus "Totum ex parte". *Gestalt und Wirklichkeit, Festgabe für Ferdinand Weinhandl.* Berlin, 1967. S. 174-200; ders., Volkskunde und Kulturmorphologie. *Volkskunde und Volkskultur, Festschrift für Richard Wolfram.* Wien, 1968. S. 107-132.

Auch das Erkennen von Gestalten und Gesetzmäßigkeiten ist an den Vergleich gebunden, sogar in besonderem Maße. Aber nicht nur um Unterschiede zu erkennen — was sich zunächst am leichtesten ergibt — sondern das wesensmäßig Gleiche und notwendig Zusammengehörige. Dabei bleibt die gewaltige Variationsmöglichkeit innerhalb eines Typus ebenso bestehen, wie rangmäßige Unterschiede zwischen Keim- und Entfaltungsformen, mit deren Feststellen keine Wertung verbunden ist. Denn "Rang" läßt sich objektiv erkennen, "Wert" enthält bereits ein subjektives Element. Es läßt sich nicht verhehlen, daß das Ansichtigwerden einer Gestalt auch ein Stück Intuition enthält. Solche läßt sich weder jederzeit noch von jedem in gleichem Maße erzwingen. Aber sie steckt auch sonst im wissenschaftlichen Erkennen, sofern es nicht bloß auf mechanische, zählende, messende Arbeit zurückgeht, die naturgemäß das Qualitative nicht direkt fassen kann.

Für die Untersuchung von Strukturtypen sind soziale Gebilde besonders geeignet. Nicht daß bei ihnen die Mannigfaltigkeit geringer wäre als in anderen Teilgebieten der Volkskunde. Ein Beispiel bietet etwa das Männerhaus in seiner höchst verschiedenen Ausprägung sowohl bei den Naturvölkern, wie in der A: ke und den späteren europäischen Hochkulturen[4]. Allerdings muß einschränkend gesagt werden, daß die Völkerkunde heute — im Gegensatz zu früher — an einem einheitlichen Ausgangspunkt für diese weltweite Erscheinung zweifelt. Früher setzte man die Altersklassen allein an den Anfang. Heute ist man geneigt, das Männerhaus nur mit der Tatsache der Zusammenschlüsse von Männergruppen überhaupt ursächlich in Zusammenhang zu bringen, nicht aber mit einer einzigen wie etwa den Jungmännern. Trotzdem enthält das Männerhaus einen gemeinsamen Grundbestand an Funktionen und Eigenschaften, aus denen sich ein Typ ergibt, auch wenn z.B. die bauliche Gestaltung höchst verschieden sein kann.

Ähnliches gilt nun auch für diejenigen, welchen diese Häuser dienen, die "Altersklassen und Männerbünde", um die klassische Formulierung von Heinrich Schurtz aus dem Jahre 1902 zu verwenden. Ein Vergleich etwa der Weihe und Aufnahmebräuche macht das besonders deutlich. Sie reichen mit fast stets gleichen Grundgedanken durch alle Schichten. In Europa etwa vom ländlichen Burschenbrauch über die Zunftsitten bis zur akademischen Deposition oder sogar den Zeremonien der Freimaurer. In den Forschungen Sigurd Erixons ist das Studium der sozialen Gruppierungen und ihrer Ausdrucksformen eine immer wieder spürbare Leitlinie. Dankbar möchte ich bezeugen, daß ich selbst, als ich 1929/30 dieses Gebiet zu studieren begann, wichtige Anregungen durch S. Erixons Aufsatz "Ynglingalaget, en gengångare i samhället"[5] erhielt. Besonders der an dieser Stelle zwar nicht näher ausgeführte Hinweis auf die Öja Busar in Dybecks "Runa" eröffnete den Blick in einen sehr kennzeichnend ausgeformten und altertümlichen Auslesebund, der noch bis ins 19. Jahrhundert bestand.

Mein eigener Ausgangpunkt war damals die Aufzeichnung und das Studium der Kettenschwerttänze in Europa, die eine nur unserem Kontinent angehörige Form

4. Vgl. R. Wolfram, Zur Frage des Männerhauses in Europa. *Actes du IVe Congres International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques Vienne 1952.* Tome III, S. 74 f.

5. *Fataburen* (1921), S. 95-123.

sind. Das Auftreten in Südamerika ist eine spätere Ausbreitung von Spanien her. Es zeigte sich mir bald, daß diese Tänze nie von zufällig zusammengewürfelten Gruppen getanzt werden, sondern von festen Männergemeinschaften verschiedener Art. Eine Reihe von Handlungen, die mit den Kettenschwerttänzen verbunden sind, lassen sich in all ihren Einzelheiten am besten durch das besondere Brauchtum dieser Zusammenschlüsse von Männern erklären. Das bedingte ein vergleichendes Studium der Männergemeinschaften überhaupt, wobei mir die Weggemeinschaft mit O. Höfler, der von ganz anderer Seite her auf diese Gruppen gestoßen war, wertvolle Anregungen gab[6].

Bei diesem Durchleuchten der durch die Trägergemeinschaften bestimmten Hintergründe eröffnete sich mir der Blick für typische Aufbauformen dieser Gebilde. Sie besitzen eine deutliche Struktur mit einem Grundbestand von Zügen, die einander bedingen. Das ergibt sich aus der Analyse einer großen Zahl von Beispielen möglichst weitgestreuter Art. Diese Schlüsse werden besonders beweiskräftig, wenn es gelingt, sie durch *Experimente* zu untermauern. Für die Naturwissenschaft sind solche ja das wichtigste Forschungsmittel. Einer der stetigen Vorbehalte von ihrer Seite gegen die Geisteswissenschaften besteht ja gerade darin, daß die letzteren keine experimentierenden Wissenschaften seien. Es sei mir daher erlaubt, von zwei Versuchen zu berichten, die meines Erachtens echte Experimente darstellen. Der erste bezieht sich auf einen Großbrauch, welcher dem Jahreszeitenrhythmus angehört und von Burschen ausgeführt wird. Seine typischen Züge sind einerseits vom Jahresbrauch her bestimmt, andererseits aber auch durch die Träger. Es durchdringen einander also zwei Bereiche mit eigenen Aufbaugesetzen. Der zweite Versuch war die Probe aufs Exempel, ob sich hinter einem wohlbekannten Jahresbrauch notwendigerweise eine feste Trägergemeinschaft mit einem internen Brauchtum verbirgt.

Die Faschingsbräuche sind eine der wenigen Brauchgruppen, die nicht in eine kirchliche Sinnerneuerung einbezogen wurden. Als Vorfrühlingsbräuche enthalten sie viele Vorausdeutungen und Vorbestimmungen für das kommende Wachstum. Getragen werden sie in der Regel von der ländlichen Burschenschaft oder sonst irgendwelchen Männerverbänden. Um einen Überblick zu bekommen, ging ich in den Jahren 1930/31 die einschlägigen Bräuche bei den verschiedenen Völkern Europas durch. Dabei zeigte sich u. a. Bulgarien als ein besonders ergiebiges Gebiet. Hier sind vor allem die Umzüge der sogenannten "Kukeri" wichtig. Ich bat eine sprachkundige Dame, mir zunächst einmal die Ausführungen von D. Marinoff[7] zu übersetzen. Schon nach wenigen Minuten merkte ich, daß es sich hier um einen reichen und ganz typisch ausgebildeten Brauchkomplex handelte. Ich unterbrach die Übersetzerin und bat sie einzuhalten, ich würde versuchen ihr zu sagen, wie es wahrscheinlich weitergeht. Wobei ich vorausschicken muß, daß ich damals die übrigen balkanischen Bräuche noch nicht analysiert hatte und mit den Kukeri den Anfang machte. Bisher hatte ich erfahren, daß der Brauch am Käsesonntag stattfindet (1. Sonntag in der Fastenzeit), von den Burschen ausgeführt wird, die dazu einen Anführer wählen, daß gewisse Verbindungen zu Hunden bestehen, aber auch zu Geistern, daß Frauenkleidung eine

6. Vgl. O. Höfler, *Kultische Geheimbünde der Germanen*. Frankfurt, 1934 und R. Wolfram, *Schwerttanz und Männerbund*, Lieferung 1-3, Kassel 1936/37.
7. D. Marinoff, Kukowi, Kukeri. *Iswestija na etnographitscheskija Musei v Sofia I* (1907).

Rolle spielt, daß sie Schellen tragen, einen ausgestopften Buckel haben und verschiedenartige Masken mit Hörnern, Adlerflügeln usw.

Nun fuhr ich fort: Außer den Masken gibt es das Gesichterschwärzen, vielleicht heißen auch Figuren danach. Ein Mannweib dürfte eine Rolle spielen, vielleicht auch eine ganze Gruppe von Burschen, die als Mädchen gelten und unter bartlosen jungen Leuten ausgewählt sind, ähnlich wie die "Gesellinnen" beim Pongauer Perchtenlauf. Zumindest aber gibt es Faschingpaare. Es ist wahrscheinlich, daß eine oder mehrere Keulen eine Rolle spielen, vielleicht auch Säbel. Bei der Maskenausstattung kommen möglicherweise auch Fuchsschwänze vor. Der Umzug geht von Haus zu Haus und bringt Glück und Gedeihen, entweder durch Tanz oder durch das Säen von Getreidekörnern. Auch ein Pflugumzug dürfte dabei sein. Die Kuker erhalten Gaben an Lebensmitteln, mit denen sie hinterher ein Fest veranstalten. Bei ihnen gibt es eine besentragende Kehrgestalt, einen Barbier, einen Spritzer, voraussichtlich auch ein künstliches Rößchen und eine Bärengestalt. Wenn zwei Gruppen aus verschiedenen Dörfern zusammentreffen, kommt es zu Kämpfen oft blutiger Art. Wird dabei jemand erschlagen, darf er nicht in geweihter Erde begraben werden.

Meine Übersetzerin starrte mich sprachlos an. Dann sagte sie: "Ja woher wissen Sie denn das alles?" *Es hatte nämlich ausnahmslos gestimmt bis in jede Einzelheit.* Dies ist nicht so selbstverständlich, da es sich um einen recht zusammengesetzten Brauch handelt.

Gegen die Beweiskraft dieses Versuches gäbe es einen Einwand. Im 2. Band seines Buches *Traditionswanderungen Euphrat — Rhein*[8] hat Waldemar Liungman auf rund 300 Seiten den Nachweis zu führen gesucht, daß wir es mit einem vor allem mit dem Perchtenstoff verbundenen Brauch zu tun haben, der sich durch Wanderung vom Zweistromland über Kleinasien und den Balkan bis in die Alpen ausgebreitet hat. Also mehr oder weniger die gleiche Sache. Da wären Übereinstimmungen dann nicht so verwunderlich. Zur Zeit meines Experimentes war Liungmans Buch jedoch erstens noch nicht erschienen und zweitens ist gegen Liungmans These mancherlei einzuwenden. Sicher haben wir z.B. bei der Ausbreitung der Pflugkultur mit mancherlei Süd-Nord-Wanderung zu rechnen. Aber der hier besprochene Brauchtypus endet z.B. nicht — wie Liungman glaubte — in den Alpen, sondern erstreckt sich in Abwandlungen bis zu den Pyrenäen und nach England. Liungman überfordert seine Wanderungshypothese auch sonst, z.B. bei den Feuerbräuchen. Bei den Kukeri haben wir offenbar einen Typus vor uns, der zwar einerseits mit der Ackerbaukultur verbunden ist, andererseits aber auch mit dem Seelenglauben, Verwandlungsriten und Männergemeinschaften als Trägern. Die Pferde- und Bärenmaske z.B. kann keineswegs bloß aus dem Zweistromland abgeleitet werden. Ebensowenig die besondere Rolle der Keule oder die Kämpfe beim Zusammentreffen zweier Gruppen. Hier schimmert deutlich die männerbündische Schicht durch. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Hintergründe bei den Kukeri bereits eingehend untersucht wurden. Weder bei M. Arnaudoff[9] noch C. Vakarelski[10] konnte ich darüber etwas finden. Es sollte mich

8. *FF Communications* (Helsinki), 119 (1938).
9. M. Arnaudoff, *Die bulgarischen Festbräuche*. Leipzig, 1917.
10. C. Vakarelski, *Bulgarische Volkskunde*. Berlin, 1969.

nicht wundern, wenn da noch Deutlicheres zutagekäme. Denn der Brauch ist bei all seiner Vielfalt und örtlich verschiedener Ausprägung doch kein bloßes Konglomerat, sondern die einzelnen Teile bedingen einander. Gerade das geht ja aus dem Experiment hervor. Die allgemeine Bedeutung der männerbündisch bedingten Brauchbestandteile ist in den Untersuchungen von O. Höfler und mir klargelegt.

Der zweite Versuch setzte abermals bei einem Brauch des Jahreslaufes an, der einen Großteil der typischen Züge enthält. Niemand aber hatte sich den Kopf darüber zerbrochen, ob hinter diesen gut bekannten und beschriebenen Dingen nicht noch mehr stecke? Der Beweis dafür glückte auf Anhieb, da ich selbst in der Lage war, die Probe durch eigene Feldforschung vorzunehmen.

Seit langem kennen wir die englischen Morristänze. Gruppen von Männern tanzen meist im Frühjahr oder zu Weihnachten in einer besonderen rituellen Kleidung sehr bewegte Tänze, bei denen sie Stöcke gegeneinanderschlagen oder Tücher schwingen. Unter den Knien tragen sie Schellen, die bei den vielen Sprüngen und Beinschwüngen ertönen. Ihr Name stammt sichtlich davon, daß sie ursprünglich — zum Teil heute noch — die Gesichter geschwärzt haben. Cecil Sharp hat seinerzeit rund 90 Varianten dieser Tänze in England aufgezeichnet und veröffentlicht[11]. Etliche weitere kamen später noch zutage. Eine vergleichende Untersuchung soll die Neubearbeitung meines Schwerttanzbuches enthalten.

Diese Tänze waren in ein recht bemerkenswertes Brauchtum eingebettet. Es gab Orte, wo sie am Morgen, ehe sie zum Tanz vor den Häusern und durch die Dörfer auszogen, zunächst einen bestimmten Tanz um den Maibaum ausführen mußten. Oder der Tanz begann im Obergeschoß eines Kirchturmes. In Bampton tragen sie einen "cake" an einem bändergeschmückten Schwert mit. Während des Tanzes werden Scheiben davon abgeschnitten und an die Zuschauer ausgeteilt. Diese gelten als glückbringend und werden oft das ganze Jahr über aufgehoben. Den Rest des Kuchens teilen sich die Tänzer. In einer Gegend, wo sie heute nur mehr das geschmückte Haupt eines Stieres auf einer Stange mittragen, wurde früher ein ganzer Stier geschlachtet und die Tänzer bestrichen sich mit seinem Blute. Wie in einer Kultgemeinschaft aber kamen die Männer und die Morristänzer im Wyckwood forest zusammen. Um Mitternacht des Pfingstsonntags wurden alle durch das Blasen von Rindenhörnern geweckt. Bis 1857 begannen sie bei Sonnenaufgang mit einer Jagd, um 4 Hirsche zu fangen und zu töten, jedoch ohne Gebrauch von Schußwaffen. Wer einen Hirsch erlegte, durfte Haupt und Gehörn behalten, der Körper aber wurde in eines der 4 Dörfer gesandt. Das ging so Tag für Tag bis ein Hirsch für jedes Dorf in dieser rituellen Weise erlegt war. Das Fell wurde in Stücke zerschnitten und glücklich das Mädchen, dessen Liebster ein Fellstück ergatterte, denn es brachte Glück und die Sicherheit, daß sie im kommenden Jahre heiraten würden. Bei der Jagd im Walde wurden auch alle Kämpfe und Streitigkeiten persönlicher Art oder zwischen den besten Kämpfern der einzelnen Dörfer ausgetragen. An die Jagd schloß sich jedesmal ein Morristanz, zuerst um einen Maibaum, dann durch die Dörfer. Auch hier der Schwertträger mit dem Kuchen. Jeden Abend beschloß ein "Youth Ale" in einer geschmückten Scheune den Tag. Am Ende der Woche wurden die erlegten Hirsche gemeinsam verzehrt[12]. In Kirtlington war der Morristanz verbunden mit einem Umzug mit einem geschmückten Lamm, das am Ende des neuntägigen Festes getötet und verzehrt wurde. Außerdem auch hier die glückbringenden Kuchen. Zum Aufzug gehörte bis 1858 ein Lord und eine Lady des Festes, ein Narr und zwei Männer, welche mit Blättern, Blumen und Bändern geschmückte Keulen trugen. Dazu die 6 Morristänzer. Eine Beschreibung von 1679 bezeugt dieses Fest bereits. Es gibt Morristänze, die fast das ganze typische Personal von Bräuchen zeigen, wie wir es etwa bei den Kukeri antrafen. In Winster (Derbyshire) besteht die Hälfte der hier 16 Tänzer aus Burschen, die durch ihre Hüte als weibliche Gestalten gekennzeichnet sind und auch so genannt werden. Hexe (Mannweib), König und Königin und ein Hobby Horse mit dem präparierten Schädel eines wirklichen Pferdes vervollständigen den Aufzug.

11. C. Sharp, *The Morris Book*. London, 1906-13. 5 Bände; M. Karpeles, *The Lancashire Morris Dance*. London, o.J.

All diese Dinge waren bekannt und veröffentlicht, wenn auch z.T. an recht verschiedenen Stellen. Daher war der Brauch im Jahreszeitenrhythmus unschwer einzuordnen. Ob dahinter auch eine feste Trägergemeinschaft steht, hatte sich jedoch noch niemand gefragt. Einen Hinweis hätte es schon geben können, daß der Morristanz in Bampton am Pfingstmontag mit dem "club-feast" des Dorfes verbunden ist. Auch im Falle der Morristänze kam es auf einen Versuch an. Als ich 1935 den alten Morrisgeiger Sam Bennet in Ilmington (Oxfordshire) ausfragte, stellte ich nach den sonstigen Aufzeichnungen auch die Frage, ob denn jeder Morristänzer werden könne, der Lust habe und die Schritte erlerne? Bennet verneinte empört. Ja wer dann? Seine Antwort lautete: "Die Tänze waren in den Familien. Aber der Sohn gehörte nicht zur Morris-side, ehe er nicht etwas Besonderes getan hatte". Was das war, wollte er jedoch nicht verraten und blieb hartnäckig. Er sagte nur, sie hätten "special customs", aber es sei "secret, very secret".[13] Jeder weitere Versuch, in das Geheimnis einzudringen, war fruchtlos. Verständlich, da die Geheimhaltungspflicht des inneren Gruppenlebens zu den kennzeichnenden Zügen von Männergemeinschaften gehört, sofern sie noch intakt sind. Auch hier bestätigte sich ein Typus sogleich, als man die entsprechenden Fragen stellte, was in diesem Falle bisher nur noch nicht geschehen war.

Die kennzeichnenden Motivverbindungen ergeben sich zunächst aus weitgespannten Vergleichen. Sind aber die Typen einmal festgestellt, so erlaubt uns unter Umständen ein Zipfel, den wir in die Hand bekommen, mit recht großer Sicherheit auf weitere Bestandteile zu schließen, die dazugehören oder einst dazugehörten. Das zeigen wohl die hier vorgeführten Versuche. Am sichersten werden die Schlüsse, wenn es sich um die Bräuche und Glaubensvorstellungen einer Gruppe als solche handelt, sozusagen ihr inneres Leben; also das soziale Gebilde selbst. Da werden die Übereinstimmungen im Grundsätzlichen so verblüffend, daß man wohl von einem Strukturtypus sprechen kann, der bei aller Verschiedenheit in Einzeldingen doch zu den Elementarformen gehört.

Erwähnt soll schließlich noch werden, daß sich diese Beobachtungen nicht auf das Brauchtum beschränken. Auch in der Volkserzählung gibt es beispielsweise Typen,

12. Percy Manning, Some Oxfordshire Seasonal Festivals. *Folk-Lore VIII*. London, 1897.
13. R. Wolfram, Neue Funde zu den Morisken und Morristänzen. *Zeitschrift für Volkskunde* (Stuttgart), 50 (1953).

nach denen sich verschiedene Inhalte immer wieder strukturieren. Zu dieser Gestalttendenz gehört auch, was ich als die "latente Bereitschaft zur Mythisierung" zu bezeichnen pflege. Selbst auf dem Gebiete der Tracht gibt es "Ganzheiten", in denen kein Stück willkürlich austauschbar ist, wie F. Lipp etwa bei der "Bänderhuttracht" in weiten Teilen Österreichs gezeigt hat. Eine Forschung, die ihr Augenmerk auf diese Kräfte und Gegliedertheit richtet, kann wahrscheinlich manchen Schritt weiter in der Erkenntnis der geheimnisvollen Kräfte vordringen, welche das Leben gestalten.

MARIA ZNAMIEROWSKA-PRÜFFEROWA

Ethnomuseology and its Problems

Culture must be maintained by work, sometimes by struggle
Sigurd Erixon

YEARS OF EFFORT BY PEOPLE DISPERSED all over the world lie behind the term ethnomuseology. They are the people who came to regard the elements of folk culture as precious historical remnants, valued not only from the artistic and scientific point of view but also from the educational one.

We understand ethnomuseology as a science covering the theoretical and practical problems of organization and activity of those museums whose aims are the collecting, conserving, describing and analysing of the objects of folk culture. Apart from the scientific work ethnomuseology deals with the problems of popularizing these collections and with the didactic and educational work of the museums.

The development of ethnology has greatly contributed to a manysided progress in the activities of ethnographical museums[1].

A new branch of knowledge, ethnomuseology[2], is being developed against this background. The discipline serves not only cognitive and artistic purposes, those being covered by ethnology and the fine arts: there are also normative aims to be accomplished through didactic and educational work. Appropriate methods should be exploited in order to coordinate all these tasks and aims. Contemporary ethnographical museums offer many creative solutions to these problems.

They have considerably widened the scope of their activities in the past ten years. Ethnographical museums strive to comprise within the area of their research all the complex problems concerning the culture of the chosen ethnic, social or professional groups of people. The traditional culture which until recently was the sole interest of ethnologist-museologists (and even they were mainly interested in arts) is particularly stressed here.

Many collectors of old, fascinated with the beauty of exotic folklore, depreciated the everyday objects of their native material culture. These objects were perhaps less spectacular but it caused many European countries, otherwise rich in non-European collections to lose forever the full documentation of their own 18th—19th century folk traditions.

Ethnographical museums as scientific and research institutions take into consideration the geographical and demographic milieu, the history of a region or a group and the material culture as well as the old and present oral, musical and dance folklore.

Along with scientific, didactic and educational purposes they have a valid role in storing and conserving collections together with the corresponding documentation.

Ethnographical museums collect, as is widely known, direct historical and social sources pertaining to folk culture. They are either in the form of remnants or of various written records of the activity of man as a producer of certain objects and at the same time a receiver and carrier of a given tradition.

Folk culture having been more and more dependant on industrialization and urbanization against the background of economic, social and political changes, has supplied the museums with new, special aims. Unification and universalization of culture as well as the disappearance of its traditional forms is a well known and

1. See eg. the annals *Museum* (Paris).
2. I am not dealing with the use of other terms, as Museumskunde, museography etc.